

## VII Die Wannsee-Konferenz oder Pontius Pilatus

Bis hierher hat sich mein Bericht über Eichmanns Gewissensregungen auf Beweismaterial gestützt, das er selbst vergessen hatte. Nach seiner eigenen Darstellung der Dinge kam der Wendepunkt nicht vier Wochen, sondern vier Monate nach seinem »Entschluß«, den ersten Judentransport ins Getto anstatt zu den Einsatzgruppen zu schicken, nämlich im Januar 1942 auf der von den Nazis als »Staatssekretärkonferenz« bezeichneten und heute meist Wannsee-Konferenz genannten Geheimsitzung – Heydrich hatte die Teilnehmer in ein Haus eingeladen, das in eben jenem Vorort von Berlin lag. Der amtliche Name der Konferenz weist bereits darauf hin, weshalb das Treffen notwendig geworden war: wenn die »Endlösung« in ganz Europa verwirklicht werden sollte, dann genügte es nicht, daß sie bei den staatlichen Behörden des Reichs auf schweigendes Einverständnis traf; dieses Programm war auf aktive Mitarbeit aller Ministerien und des ganzen Beamtenapparats angewiesen. Die Minister des Deutschen Reichs waren neun Jahre nach Hitlers Machtergreifung sämtlich alteingeschriebene Parteimitglieder – die in den Anfangsstadien des Regimes ziemlich mühelos Gleichgeschalteten hatte man inzwischen durch Nazis ersetzt. Dennoch genossen nur wenige von ihnen Ansehen; sie galten entweder als nicht absolut zuverlässig, weil sie ihre Karriere nicht wie Heydrich oder Himmler einzig der Partei verdankten, oder sie waren, wenn dies nicht zutraf wie etwa im Falle von Joachim von Ribbentrop – einstigem Sektvertreter und derzeitigem Chef des Auswärtigen Amtes –, einfach Nullen. Ganz anders lag die Sache jedoch bei den hohen Beamten, die direkt den Ministern unterstanden, denn diese Männer, in jeder Staatsform das Rückgrat der Verwaltung, konnten nicht leicht ersetzt werden; Hitler hatte sie toleriert, wie Adenauer nach ihm sie tolerieren sollte, soweit sie nicht rettungslos kompromittiert waren. Diese Männer nun stellten die Führung des Dritten Reiches vor ein akutes Problem, denn die Staatssekretäre und die juristischen und sonstigen Fachleute in den verschiedenen Ministerien waren häufig nicht einmal Parteigenossen, und Heydrichs Bedenken, ob er sie zu aktiver Mitarbeit an den Massenmorden würde veranlassen können, waren durchaus verständlich. Heydrich rechnete, Eichmann zufolge, mit den »größten Schwierigkeiten«. Ein großer Irrtum, wie sich zeigen sollte.

Das Ziel der Wannsee-Konferenz war, alle Maßnahmen zur Durchführung der »Endlösung« zu koordinieren. Zunächst drehte sich die Erörterung um »komplizierte juristische Fragen« wie die Behandlung von Halb- und Vierteljuden: sollten sie getötet oder bloß sterilisiert werden? Danach folgte eine offenherzige Diskussion über die »verschiedenen Arten der Lösungsmöglichkeiten«, auf deutsch, über verschiedene Tötungsmethoden, und auch hierbei herrschte nicht allein »eine freudige Zustimmung allseits«, sondern, wie Eichmann sich deutlich erinnerte, darüber hinaus etwas gänzlich Unerwartetes, ich möchte sagen, sie Übertreffendes und Überbietendes im Hinblick auf die Forderung zur »Endlösung«. Den außerordentlichen Enthusiasmus teilte vor allem Dr. Wilhelm Stuckart, Staatssekretär im Ministerium des Innern, der dafür bekannt war, daß er sich gegenüber »radikalen« Parteimaßnahmen sehr zurückhaltend und zögernd verhielt, weil er eben, jedenfalls nach der Aussage von Dr. Hans Globke vor dem Nürnberger Tribunal, ein aufrechter Verfechter von Recht und Gesetz war. Es gab allerdings gewisse Schwierigkeiten. Den Staatssekretär Josef Bühler, damals der zweithöchste Mann im Generalgouvernement, erschreckte die Aussicht,

daß Juden vom Westen nach dem Osten evakuiert würden, weil das zusätzliche Juden für die polnischen Gebiete bedeutete, und er schlug vor, diese Evakuierungen hinauszuschieben – es wäre besser, »wenn mit der ›Endlösung‹ dieser Frage im Generalgouvernement begonnen würde, weil hier das ... Transportproblem keine übergeordnete Rolle spielt«. Die Herren aus der Wilhelmstraße erschienen mit einem eigenen, sorgfältig ausgearbeiteten Memorandum über »Wünsche und Ideen des Auswärtigen Amtes zur vorgeschlagenen Gesamtlösung der Judenfrage in Europa«, das nicht viel Beachtung fand. Die Hauptsache war, wie Eichmann ganz richtig feststellte, daß die Staatsbeamten der verschiedenen Ressorts nicht nur ihre Meinung äußerten, sondern selbst konkrete Vorschläge machten. Die Sitzung dauerte nicht länger als ein bis anderthalb Stunden, danach wurden Getränke serviert, und man aß gemeinsam zu Mittag – »ein gemütliches Zusammensein«, bei dem sich engere persönliche Kontakte anbahnen sollten.

Dieses Treffen war ein sehr wichtiges Ereignis für Eichmann, der noch nie auf einer Gesellschaft gewesen war, »wo derart hohe Persönlichkeiten daran teilnahmen«. Dienstlich wie gesellschaftlich stand er weit unter allen anderen Anwesenden; er hatte die Einladungen verschickt und einige (mit unglaublichen Fehlern gespickte) statistische Angaben für Heydrichs Einleitungsreferat zusammengestellt – elf Millionen Juden waren zu töten, ein Unternehmen von ziemlichen Ausmaßen also –, und später sollte er dann das Protokoll vorbereiten; kurz, er amtierte als Sekretär der Konferenz. Deshalb durfte er auch, nachdem die Würdenträger des Staates gegangen waren, noch mit seinen Vorgesetzten zusammenbleiben:

»Ich weiß noch, daß im Anschluß an diese ›Wannsee-Konferenz‹ Heydrich, Müller und meine Wenigkeit an einem Kamin gemütlich saßen ..., nicht um zu fachsimpeln, sondern uns nach den langen, anstrengenden Stunden der Ruhe hinzugeben«;

und noch im Gefängnis erinnerte sich Eichmann an die allgemeine Zufriedenheit, besonders an Heydrichs gute Laune:

»Ich weiß noch ... daß ich Heydrich da zum erstenmal habe rauchen sehen ..., und ich dachte noch, heute raucht Heydrich, was ich sonst nie sah. Er trinkt Kognak, das ich jahrelang nicht gesehen habe, daß Heydrich irgendein alkoholisches Getränk trank.«

Noch aus einem anderen Grund war der Tag dieser Konferenz für Eichmann unvergeßlich. Zwar hatte er ohnehin alles getan, um die »Endlösung« auf den Weg zu bringen, gewisse Zweifel »an so einer Gewaltlösung« hatten aber immer noch an ihm genagt, nun jedoch waren diese Zweifel zerstreut. »Hier auf der Wannsee-Konferenz sprachen nun die Prominenten des damaligen Reiches, es befahlen die Päpste.« Jetzt sah er mit eigenen Augen und hörte mit eigenen Ohren, daß nicht nur Hitler, nicht nur Heydrich und die »Sphinx« Müller, nicht allein die SS und die Partei, sondern daß die Elite des guten alten Staatsbeamtentums sich mit allen anderen und untereinander um den Vorzug stritt, bei dieser »gewaltsamen« Angelegenheit in der vordersten Linie zu stehen. »In dem Augenblick hatte ich eine Art Pilatusscher Zufriedenheit in mir verspürt, denn ich fühlte mich bar jeder Schuld.« *Wer war er, um sich ein Urteil anzumaßen?* Von solcher »Arroganz« war er ganz frei. »Was soll ich als kleiner Mann mir Gedanken darüber machen?« Nun, er war nicht der erste und auch nicht der letzte, der aus Bescheidenheit zu Fall kam.

Danach verlief, wie Eichmann sich erinnerte, alles mehr oder weniger reibungslos und wurde rasch zur Routine. Er selbst wurde bald zum Fachmann für Judenaussiedlung, so wie er früher ein Fachmann für »forcierte Auswanderung« gewesen war. In einem Land nach dem

anderen ereignete sich das gleiche: die Juden mußten sich registrieren lassen, wurden gezwungen, als auffallendes Kennzeichen den gelben Stern zu tragen; sie wurden zusammengetrieben und deportiert, die verschiedenen Transporte wurden nach dem einen oder anderen der Vernichtungslager im Osten dirigiert, je nach deren augenblicklicher Kapazität; wenn ein Zug voller Juden in einem Lager ankam, wurden die kräftigeren zur Arbeit selektiert, oft genug zur Bedienung der Vernichtungsanlagen, und die übrigen sofort umgebracht. Nur gelegentlich kamen geringfügige Stockungen vor. Das Auswärtige Amt stand in Kontakt mit den Behörden aller Staaten, die von den Nazis besetzt oder mit ihnen verbündet waren, und setzte sie unter Druck, ihre Juden zu deportieren – oder verhinderte, was auch vorkam, daß die ausländischen Behörden ihre Juden Hals über Kopf nach dem Osten evakuierten, außerhalb der vorgeschriebenen Reihenfolge, ohne die angebrachte Rücksicht auf die Aufnahmekapazität der Vernichtungszentren. (So hat jedenfalls Eichmanns Gedächtnis die Dinge registriert; in Wirklichkeit war es allerdings nicht ganz so einfach.) Die juristischen Fachleute sorgten für die notwendige gesetzgeberische Regelung, um die Opfer staatenlos zu machen, denn das war aus zwei Gründen wichtig; erstens konnte dann kein einziger Staat Nachforschungen nach den Deportierten anstellen, und zweitens besaßen damit die jeweiligen Heimatländer der Juden juristische Möglichkeiten zur Konfiskation ihres Besitzes. Reichsfinanzministerium und Reichsbank stellten Auffangvorrichtungen für die enorme Beute aus ganz Europa bereit, für Wertgegenstände bis zu Uhren und Goldzähnen, die in der Reichsbank sortiert und an die preußische Staatsmünze zum Einschmelzen weitergeleitet wurden. Das Reichsverkehrsministerium stellte die erforderlichen Eisenbahnwagen – meistens Güterwagen – selbst in Zeiten größter Knappheit an Transportmitteln, als die Parole »Räder müssen rollen für den Sieg« hieß, zur Verfügung; es sorgte dafür, daß die Termine der Deportationszüge nicht mit anderen Fahrplänen kollidierten. Die Judenräte wurden von Eichmann oder seinen Leuten darüber informiert, wie viele Juden man für die jeweils bewilligten Züge benötigte, und sie stellten danach die Listen der zu Deportierenden auf. Und die Juden ließen sich registrieren, sie füllten zahllose Formulare aus, beantworteten unendlich ausführliche Fragebogen über ihren Besitz, damit die Beschlagnahme ohne Komplikationen erfolgen konnte, und dann fanden sie sich pünktlich an den Sammelstellen ein und kletterten in die Güterwagen. Die wenigen, die sich zu verbergen oder zu entfliehen suchten, wurden von besonderen jüdischen Polizeitruppen ausfindig gemacht. Eichmann sah nur, daß keiner protestierte, daß alles klappte, weil alle »zusammenarbeiteten«. *»Immerzu fahren hier die Leute zu ihrem eigenen Begräbnis«*, schrieb eine Berliner Jüdin im Jahre 1943. Sie wußten alle Bescheid.

Aber die Fügsamkeit der jüdischen Behörden, die Fügsamkeit der Opfer allein hätten schwerlich genügt, die enormen Schwierigkeiten zu beseitigen, auf die solch eine Aktion stoßen mußte, wenn sie sich über ganz Europa, über alle von den Nazis besetzten und mit ihnen verbündeten Länder erstreckte. Fügsamkeit allein hätte das Gewissen der Täter nicht beruhigen können, denn das waren immerhin Leute, die nach dem Gebot »Du sollst nicht töten« erzogen worden waren und die den Bibelvers »Du hast totgeschlagen, dazu auch in Besitz genommen« kannten, den das Urteil des Jerusalemer Gerichts so treffend zitierte. Wenn Eichmann von dem »Todeswirbel« sprach, der nach den ungeheuren Verlusten bei Stalingrad über Deutschland hereinbrach, meinte er das Flächenbombardement deutscher Städte, das in

seinen Augen ein für allemal die Ermordung von Zivilisten rechtfertigte und übrigens in Deutschland noch heute als gängiger Entschuldigungsgrund für die Massaker benutzt wird. Die ununterbrochenen Bombenangriffe machten tatsächlich das Grauen zur Alltagserfahrung und zum Alltagsanblick – andersartig, jedoch nicht weniger grauenvoll als die in Jerusalem berichteten Greuelthaten. All das hätte wohl das Seine dazu beigetragen, Gewissensregungen zu besänftigen oder vielmehr zum Schweigen zu bringen, wenn es so etwas wie ein Gewissen bei den Beteiligten damals überhaupt noch gegeben hätte, was nach den vorliegenden Beweisen zweifelhaft ist. Denn längst ehe der Schrecken des Krieges das Deutsche Reich selber traf, war die Vernichtungsmaschinerie geplant und in all ihren Details perfekt ausgearbeitet worden, und ihre komplizierte Bürokratie funktionierte mit der gleichen unbeirrbar präzisen Präzision in dem Siegestaumel der ersten Jahre wie in den letzten Jahren des »Todeswirbels« und der Niederlagen. Sabotage oder Desertionen aus den Reihen der herrschenden Elite und vornehmlich bei den Höheren SS-Führern kamen gerade zu Beginn der Aktion, als die Leute noch ein Gewissen haben mochten, kaum vor; solche Erscheinungen machten sich erst bemerkbar, als offensichtlich geworden war, daß Deutschland den Krieg verlieren würde. Auch dann waren sie niemals umfangreich genug, die ganze Maschinerie aus dem Takt zu bringen; sie waren Aktionen einzelner, die nicht aus Erbarmen handelten, sondern korrumpiert waren, die nicht von ihrem Gewissen getrieben wurden, sondern von dem Wunsch, sich für die bevorstehenden dunklen Zeiten mit Geld und guten Beziehungen einzudecken. Himmlers Befehl vom Herbst 1944, die Vernichtungen zu stoppen und die Anlagen in den Todeslagern zu beseitigen, entsprang seiner absurden, doch ernstgemeinten Überzeugung, die Alliierten würden diese entgegenkommende Geste zu würdigen wissen. Vor einem sehr ungläubigen Eichmann malte Himmler sich aus, wie er auf dieser Basis einen »Hubertusburger Frieden« aushandeln könnte, in dem er, wie weiland Friedrich II. nach dem Siebenjährigen Krieg Schlesien für Preußen, die wichtigsten Eroberungen des Krieges für das Reich würde retten können.

So wie Eichmann die Dinge darstellte, hat kein Faktor so wirksam zur Beruhigung seines Gewissens beigetragen wie die schlichte Tatsache, daß er weit und breit niemanden, absolut niemanden entdecken konnte, der wirklich gegen die »Endlösung« gewesen wäre. Mit einer einzigen Ausnahme, die er mehrfach erwähnte und die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben muß: nämlich Dr. Kastner, dem er in Ungarn begegnete. Mit ihm hatte Eichmann über Himmlers Angebot verhandelt, eine Million Juden im Austausch gegen 10 000 Lastwagen freizulassen. Kastner, durch die neue Entwicklung offensichtlich kühn geworden, bat Eichmann: »Stoppen Sie die Todesmühlen in Auschwitz!« Eichmann antwortete, er würde das »herzlich gern« tun, doch läge das leider außerhalb seiner Kompetenz und auch außerhalb der Kompetenz seiner Vorgesetzten – was ja auch stimmte. Natürlich verlangte er nicht, daß die Juden selbst die allgemeine Genugtuung über ihre Vernichtung teilten, aber mehr als bloßes Sich-Fügen verlangte er zweifellos, er verlangte Kooperation – und erhielt sie in wahrhaft erstaunlichem Maße. Daß er die jüdischen Funktionäre auch jetzt noch dazu bewegen konnte, »mitzuarbeiten«, war das A und O seiner Organisations- und Verhandlungskünste, wie es bereits bei seiner Tätigkeit in Wien der Fall gewesen war. Ohne diese Hilfe bei Verwaltungs- und Polizeimaßnahmen – die endgültige Festnahme der Juden in Berlin lag, wie bereits erwähnt, ausschließlich in den Händen von jüdischer Polizei – wäre entweder das völlige Chaos ausgebrochen, oder man hätte mehr deutsche Arbeitskräfte heranziehen müssen, als

man zu diesem Zweck einsetzen konnte. («Ob Widerstand oder auch nur die Weigerung mitzumachen etwas genützt hätte, steht dahin. Ganz ohne Zweifel aber wäre es ohne die Mitarbeit der Opfer schwerlich möglich gewesen, daß wenige tausend Menschen, von denen die meisten obendrein in Büros saßen, viele Hunderttausende andere Menschen vernichteten ... Auf dem ganzen Weg in den Tod bekamen die polnischen Juden kaum mehr als eine Handvoll Deutsche zu sehen.» [So R. Pendorf in der oben erwähnten Schrift.] Und das gleiche trifft in sogar noch verstärktem Ausmaß für die Juden zu, die man nach Polen in den Tod transportierte.) Deshalb wurden parallel mit der Errichtung von Quisling-Regierungen in den besetzten Ländern jüdische Zentralbehörden eingesetzt – wo die Nazis keine Marionettenregierung einsetzen konnten, vermochten sie es auch nicht, die Mitarbeit der Juden zu mobilisieren (wie wir später sehen werden). Doch während die Mitglieder der Quisling-Kabinette für gewöhnlich aus bisherigen Oppositionsparteien genommen wurden, waren die Mitglieder der Judenräte in der Regel die anerkannten jüdischen Führer des Landes, in deren Hände die Nazis eine enorme Macht legten, die Macht über Leben und Tod – so lange, bis sie selbst auch deportiert wurden, immerhin gewöhnlich »nur« nach Theresienstadt oder Bergen-Belsen, wenn sie aus Mittel- und Westeuropa kamen, jedoch nach Auschwitz, wenn es sich um Ostjuden handelte.

Diese Rolle der jüdischen Führer bei der Zerstörung ihres eigenen Volkes ist für Juden zweifellos das dunkelste Kapitel in der ganzen dunklen Geschichte. Wohl sind diese Dinge nicht unbekannt gewesen, aber die furchtbaren und erniedrigenden Einzelheiten dieser Arbeit sind erst jetzt in Raul Hilbergs grundlegendem Buch »The Destruction of the European Jews« so zusammengestellt worden, daß sie ein einheitliches Bild ergeben. In dieser Frage der Kooperation gab es keinen Unterschied zwischen den weitgehend assimilierten jüdischen Gemeinden in Mittel- und Westeuropa und den jiddisch sprechenden Massen des Ostens. In Amsterdam wie in Warschau, in Berlin wie in Budapest konnten sich die Nazis darauf verlassen, daß jüdische Funktionäre Personal- und Vermögenslisten ausfertigen, die Kosten für Deportation und Vernichtung bei den zu Deportierenden aufbringen, frei gewordene Wohnungen im Auge behalten und Polizeikräfte zur Verfügung stellen würden, um die Juden ergreifen und auf die Züge bringen zu helfen – bis zum bitteren Ende, der Übergabe des jüdischen Gemeindebesitzes zwecks ordnungsgemäßer Konfiskation. Auch verteilten sie den gelben Stern, und zuweilen wurde, wie z. B. in Warschau, »der Verkauf von Armbinden zum regelrechten Geschäftsunternehmen; da gab es gewöhnliche Armbinden aus Stoff und abwaschbare Luxusarmbinden aus Kunststoff«. Noch heute bezeugen ihre von den Nazis beeinflußten, aber nicht diktierten Manifeste, wie sie ihre neue Macht genossen – »der jüdische Zentralrat ist mit der Vollmacht ausgestattet, über den gesamten geistigen und materiellen Besitz der Juden und über die vorhandenen jüdischen Arbeitskräfte zu verfügen«, kündigte die erste Verlautbarung des Budapester Rats an. Wir wissen, wie den jüdischen Funktionären zumute war, als man sie zu Werkzeugen des Mordens machte – wie Kapitänen, »die das sinkende Schiff doch noch sicher in den Hafen bringen, weil sie einen großen Teil der kostbaren Ladung über Bord geworfen hatten«, wie Rettern des jüdischen Volkes, die »mit hundert Opfern tausend Menschen retten, mit tausend Opfern zehntausend«. (Die Wirklichkeit sah noch erheblich anders aus: Dr. Kastner z. B. erkaufte in Ungarn die Rettung von genau 1684 Menschen mit ungefähr 476 000 Opfern.) Da man noch nicht einmal mit »tausend Opfern hundert Menschen« rettete, durfte man in der Meinung der Judenräte auf

keinen Fall die Auswahl »dem blinden Zufall« überlassen; und diejenigen, die dem Zufall zuvorkamen, waren der Meinung, sie seien im Besitz »wahrhaft heiliger Grundsätze« als »Lenker der schwachen menschlichen Hand, die den Namen des Unbekannten aufs Papier schreibt und damit über Leben und Tod entscheidet«. Und wen schrieben die »heiligen Grundsätze« zur Rettung vor? Diejenigen, »die zeitlebens für den Zibur [die Gemeinschaft] gewirkt hatten«, also die Funktionäre, und die »prominentesten Juden« – wie im Kastner-Bericht nachzulesen ist.

Niemand hielt es für notwendig, den jüdischen Funktionären ein »Schweigegeleibde« abzunehmen; sie waren freiwillige »Geheimnisträger«, entweder, um Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten und Panik zu vermeiden wie in Dr. Kastners Fall, oder aus der »menschlichen« Erwägung, daß »in Erwartung des Todes durch Vergasung zu leben nur noch härter wäre«, wie Dr. Leo Baeck, der ehemalige Oberrabbiner von Berlin, meinte. Die Aussage einer Zeugin im Eichmann-Prozeß machte deutlich, was diese Art von »Menschlichkeit« unter ganz und gar unmenschlichen Umständen für Folgen haben konnte – in Theresienstadt meldeten sich die Menschen freiwillig zur Deportation nach Auschwitz, und wer ihnen die Wahrheit zu sagen versuchte, den brandmarkten sie als »nicht recht bei Trost«. Wir kennen die Männer, die zur Zeit der »Endlösung« an der Spitze der jüdischen Gemeinden standen – die Skala reicht von Chaim Rumkowski, genannt Chaim I., dem Judenältesten von Lodz, der Geldscheine mit seiner Unterschrift und Briefmarken mit seinem Porträt drucken und sich in einer Art Karosse durch die Straßen kutschieren ließ, über den gelehrten, milden und hochkultivierten Leo Baeck, der ernsthaft meinte, daß jüdische Polizisten »sanfter und hilfreicher« sein und »die Qual erträglicher machen« würden (wohingegen sie in Wirklichkeit natürlich härter und weniger bestechlich waren, weil für sie selbst so viel mehr auf dem Spiel stand), bis zu den wenigen, die Selbstmord begingen – wie Adam Czerniakow; er war Vorsitzender des Warschauer Judenrats, kein Rabbiner, sondern ein Freidenker, ein polnisch sprechender jüdischer Ingenieur, der wissentlich oder unwissentlich im Sinne des rabbinischen Spruches handelte: »Laßt euch töten, aber überschreitet nicht die Grenze.«

Daß die Anklage, die schon der Adenauer-Regierung Verlegenheit zu ersparen suchte, gewichtigere und einleuchtendere Gründe hatte, dieses Kapitel nicht zu beleuchten, lag auf der Hand. (Offenbar scheute man sich, vor der ganzen Welt das zu erörtern, was in den israelischen Geschichtsbüchern für die Schulen mit erstaunlicher Freimütigkeit gelehrt wird – wie man unschwer dem Artikel von Mark M. Krug »Young Israelis and Jews Abroad – a Study of Selected History Textbooks« in der »Comparative Education Review« vom Oktober 1963, entnehmen kann.) Es muß aber hier mit herangezogen werden, denn nur so erklären sich gewisse sonst unerklärliche Lücken in der Dokumentation eines im allgemeinen überdokumentierten Rechtsfalles. Ein Beispiel dafür haben die Richter ausdrücklich erwähnt, das Fehlen von H. G. Adlers »Theresienstadt 1941 – 45« (1955) im Prozeßmaterial – die Anklage räumte mit einer gewissen Verlegenheit ein, daß dieses Buch »authentisch, auf unwiderlegbaren Quellen aufgebaut« ist. Der Grund für diese Unterlassung war klar. Das Buch beschreibt im Detail, wie in Theresienstadt die gefürchteten »Transportlisten« vom Judenrat zusammengestellt wurden, nachdem die SS in allgemeinen Richtlinien vorgeschrieben hatte, wie viele Menschen zu verschicken seien, mit Angaben über Alter, Geschlecht, Beruf und Ursprungsland der »Auszukämmenden«. Die Beweisführung der Anklage wäre abgeschwächt worden durch das Eingeständnis, daß die Namhaftmachung der

Personen, die jeweils in den Untergang geschickt wurden, mit wenigen Ausnahmen Aufgabe der jüdischen Verwaltung war. Als der stellvertretende Staatsanwalt Ya'akov Baror auf die Zwischenfrage nach Adlers Buch von der Richterbank aus antwortete, bestätigte er das in gewisser Hinsicht: »Wir bemühen uns, diese Dinge, die irgendwie mit dem Angeklagten in Beziehung stehen, so vorzutragen, daß das Bild in seiner Gesamtheit nicht beeinträchtigt wird.« Das Bild wäre in der Tat wesentlich beeinträchtigt worden, hätte man Adlers Buch als Prozeßmaterial hinzugezogen, denn sein Bericht hätte der Aussage des Hauptzeugen widersprochen, den die Anklagevertretung zum Komplex Theresienstadt geladen hatte, daß nämlich Eichmann die für Auschwitz bestimmten Personen selbst einzeln ausgesucht habe. Vor allem aber hätte das Gesamtbild der Anklage insofern gelitten, als es durchgängig eine scharfe Trennungslinie zwischen Verfolgern und Opfern zog, obwohl die Rolle des Kaposystems in allen Lagern und die Funktion der jüdischen Sonderkommandos vor allem in Auschwitz ja allgemein bekannt sind. Beweismaterial zugänglich zu machen, das die Argumentation der Anklage widerlegt, ist für gewöhnlich Aufgabe des Verteidigers, und die Frage, weshalb Dr. Servatius, der einige unwesentliche Widersprüchlichkeiten dieser Zeugenaussage aufgriff, sich eines so leicht zugänglichen und weitbekannten Werkes nicht bediente, ist schwer zu beantworten. Er hätte sich z. B. darauf berufen können, daß Eichmann gleich nach seiner Verwandlung aus dem »Auswanderungs«- in den »Evakuierungs«-Experten seine alten jüdischen Verbindungsmänner aus der Emigrationsperiode zu »Judenältesten« in Theresienstadt ernannte: Dr. Paul Eppstein, den Leiter der Berliner Emigrationsstelle, und Rabbi Benjamin Murmelstein, der die gleiche Stellung in Wien innegehabt hatte. Das hätte die Atmosphäre, in der Eichmann arbeitete, besser rekonstruiert als all die unerfreulichen, oft geradezu empörenden Reden der Verteidigung über Eid und Treue und die Vorteile des Kadavergehorsams für das gesunde Leben der Staaten. Die Aussage von Frau Charlotte Salzberger (aus der ich bereits zitierte) erlaubte uns wenigstens einen flüchtigen Blick auf diesen vernachlässigten Aspekt dessen, was die Anklage ihr »Gesamtbild« nannte. Dem vorsitzenden Richter gefiel weder dieser Ausdruck noch das Bild selbst. Er ermahnte den Generalstaatsanwalt mehrfach, daß »wir hier keine Bilder malen«, es handle sich »um eine Anklage, und diese Anklage ist der Rahmen für unser Verfahren«, das Gericht habe sich »seine eigene Ansicht über dieses Verfahren auf Grund der Anklage« gebildet, und die Staatsanwaltschaft müsse »sich an die Richtlinien halten, die das Gericht festlegt« – beherzigenswerte Ermahnungen zur Einhaltung eines korrekten strafrechtlichen Verfahrens, die alle nicht beachtet wurden. Ja, die Staatsanwaltschaft unterließ es sogar, ihre Zeugen überhaupt zu vernehmen; wenn die Richter einmal gar zu nachdrücklich mahnten, warf sie den Zeugen gesprächsweise ein paar Fragen hin – mit dem Ergebnis, daß sich die Zeugen verhielten, als seien sie Versammlungsredner auf einem Meeting unter dem Vorsitz des Generalstaatsanwalts. Sie durften fast so lange reden, wie sie wünschten, und nur bei seltenen Gelegenheiten wurden ihnen überhaupt spezifische Fragen gestellt.

Diese Atmosphäre also – nicht so sehr die eines Schauprozesses als vielmehr die einer Massenversammlung, auf der ein Redner nach dem anderen das Publikum in Erregung zu setzen sucht – war besonders spürbar, als die Anklage die Zeugen über den Aufstand im Warschauer Getto und über ähnliche Versuche in Wilna und Kowno aussagen ließ, also über Vorgänge, die überhaupt keinen Zusammenhang mit den Verbrechen des Angeklagten hatten. Diese Zeugen hätten etwas zu dem Verfahren beigetragen, wenn ihre Aussagen die Tätigkeit

der Judenräte geschildert hätten, die ihnen gegenüber während ihrer eigenen heroischen Mühen und Kämpfe eine so große und so verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Natürlich kam die Rede darauf, aber die Zeugen waren nur zu erleichtert, daß sie auf diese Seite ihrer Geschichte nicht näher einzugehen brauchten, und verlegten die Diskussion auf die Rolle echter Verräter, von denen es wenige gegeben hat, auf »namenlose Leute, die in der jüdischen Öffentlichkeit nicht bekannt waren« und »unter denen alle Untergrundbewegungen litten, die gegen die Nazis kämpften«. (Das Publikum bot zum Zeitpunkt dieser Vernehmungen wiederum ein anderes und einzigartiges Bild – jetzt bestand es aus Kibbuzniks, aus Mitgliedern der israelischen Gemeinschaftssiedlungen, zu denen alle Zeugen der jüdischen Widerstandsbewegung gehörten.) Den klarsten und aufschlußreichsten Bericht erhielt man von Zivia Lubetkin Zuckermann, einer heute etwa 40jährigen und noch sehr schönen Frau, die völlig frei war von Sentimentalität und Selbstbewunderung, die ihre Fakten wohl geordnet im Kopf hatte und stets sicher war, worauf sie hinauswollte. Juristisch waren die Aussagen all dieser Zeugen ohnehin unerheblich – Herr Hausner hat nicht eine einzige davon in seinem Schlußplädoyer erwähnt –, es sei denn, man hätte die engen Kontakte zur Geltung gebracht, die zwischen dem jüdischen Widerstand und den polnischen und russischen Partisanen bestanden; und abgesehen davon, daß ihnen andere Aussagen (»wir hatten die ganze Bevölkerung gegen uns«) widersprachen, hätte dies nur der Verteidigung nützen können, da sie für den Massenmord an Zivilisten eine viel bessere Rechtfertigung darboten als Eichmanns wiederholte Behauptung, daß »Weizmann 1939 Deutschland den Krieg erklärt« habe. (Das war reiner Unsinn. Chaim Weizmann hatte zum Schluß des letzten Zionistenkongresses kurz vor Ausbruch des Krieges nichts weiter gesagt, als daß der Krieg der westlichen Demokratien »unser Krieg [ist], ihr Kampf ist unser Kampf«. Es war ja gerade das Unglück der Juden, wie Hausner richtig betonte, daß sie von den Nazis nicht als kriegführende Nation anerkannt wurden, denn dann hätte man sie in Kriegsgefangenenlager und in Internierungslager für Zivilisten gesteckt, wo die Chancen zum Überleben vergleichsweise groß waren.) Hätte Dr. Servatius auf die Zusammenhänge zwischen den Untergrundbewegungen hingewiesen und behauptet, die Maßnahmen gegen Juden seien ein Teil der Partisanenbekämpfung gewesen, dann wäre die Anklage gezwungen worden zuzugeben, wie unsagbar klein die Widerstandsgruppen waren, wie unglaublich schwach und im Grunde harmlos – und darüber hinaus, wie wenig sie die jüdische Bevölkerung repräsentiert haben, die sich einmal, wie einer der Zeugen aussagte, sogar mit Waffen gegen sie stellte.

Die juristische Bedeutungslosigkeit all dieser sehr zeitraubenden Vernehmungen blieb den Korrespondenten nicht verborgen, während die politische Absicht der israelischen Regierung, die dahinterstand, nicht schwer zu erraten war. Vermutlich wollte Herr Hausner (oder Premierminister Ben Gurion) demonstrieren, daß aller Widerstand gegen die Nazis von Zionisten ausgegangen sei, als ob die Zionisten als einzige unter den Juden wüßten, daß es, in Zuckermanns Worten, aller Mühe wert ist, die Ehre zu retten, wenn schon das Leben verloren ist; beziehungsweise daß, in den Worten seiner Frau, unter gewissen, hier obwaltenden Bedingungen einem Menschen nichts Schlimmeres geschehen kann, als »unschuldig« zu sein und zu bleiben. Im übrigen traf jene »politische« Absicht ins Leere, denn die Zeugen hielten sich an die Wahrheit und sagten dem Gericht, daß im Widerstand alle jüdischen Organisationen und Parteien vertreten gewesen waren und daß der entscheidende Unterschied nicht zwischen Zionisten und Nicht-Zionisten, sondern zwischen Organisierten und

Nichtorganisierten lag und, wichtiger noch, zwischen jungen Menschen und den mittleren und älteren Jahrgängen. Gewiß hatten die Widerstandsgruppen insgesamt nur eine winzige Minderheit dargestellt, und doch war es in der damaligen Situation, wie ein Zeuge betont, »ein Wunder, daß es diese Minderheit gab«.

Abgesehen von allen juristischen Überlegungen, war es eine ausgesprochene Wohltat, auf dem Zeugenstand dieses Gerichtssaales den ehemaligen jüdischen Widerstandskämpfern zu begegnen. Ihr Auftreten verjagte das Gespenst einer allseitigen Gefügigkeit und brachte in den erstickenden, vergiftenden Dunstkreis der »Endlösung«, der sich in diesem Prozeß noch einmal ausbreitete, ein wenig Luft. Daß in den Todeslagern die direkten Handreichungen zur Vernichtung der Opfer im allgemeinen von jüdischen Kommandos verrichtet wurden, diese an sich bekannte Tatsache hatten die von der Anklage geladenen Zeugen klipp und klar bestätigt – wie die »Sonderkommandos« in Gaskammern und Krematorien gearbeitet, wie sie den Leichen die Goldzähne gezogen und die Haare abgeschnitten hatten, wie sie die Gräber gegraben und später die gleichen Gräber wieder aufgegraben hatten, um die Spuren des Massenmords zu beseitigen, wie jüdische Techniker die später nicht benutzten Gaskammern in Theresienstadt gebaut hatten, wo die jüdische »Autonomie« so weit getrieben wurde, daß selbst der Henker ein Jude war. Das alles war zwar grauenhaft, aber ein moralisches Problem war es nicht. Die Selektion und Klassifikation der Arbeiter in den Lagern wurde von der SS getroffen, die eine ausgeprägte Vorliebe für kriminelle Elemente hatte; es konnte sich da in jedem Fall nur um die Auswahl der Schlechtesten handeln. (Das galt besonders für Polen, wo die Nazis einen großen Prozentsatz der jüdischen Intelligenz schon in den ersten Kriegsjahren umgebracht hatten, als sie die polnischen Intellektuellen und Angehörigen der freien Berufe töteten – in direktem Gegensatz übrigens zu ihrer Politik in Westeuropa, wo sie prominente Juden eher als Tauschobjekte aufbewahrten, um mit ihnen deutsche Zivilinternierte oder Kriegsgefangene auszulösen; Bergen-Belsen war ursprünglich ein Lager für »Austauschjuden« gewesen.) Das moralische Problem lag in dem Gran von Wahrheit, der in Eichmanns Darstellung seiner Zusammenarbeit mit den jüdischen Funktionären selbst unter den Bedingungen der »Endlösung« enthalten war

»Der Judenrat, wie er sich zusammensetzte und ... wie sie sich verteilten und welche Geschäfts-, sagen wir mal, Sektoren die einzelnen übernahmen, das war dem Judenrat überlassen. Aber die Leitung, wer der Leiter ist, das selbstverständlich [hing von uns ab].

Aber wie gesagt ... es ist nicht in Form einer, sagen wir mal, diktatorischen Entscheidung vorgegangen worden, sondern man hat das mit diesen Funktionären, mit denen man dauernd zu tun hatte, hatte man das mehr oder weniger, wie soll ich sagen, wie eine – ein Spiel mit rohen Eiern behandelt, um es mal so auszudrücken ... es wurde also nicht angeordnet, aus dem ganz einfachen Grund, Herr Hauptmann, wenn bei den Spitzenfunktionären irgend etwas, sagen wir mal gesagt würde, so in der Form – du mußt, du hast, usw. usw. – dann ist ja damit die Sache – der Sache auch nicht gedient. Denn wenn es nicht – nicht –, wenn der Betreffende es nicht – nicht gern macht, dann leidet ja die gesamte Arbeit darunter ... es wurde alles irgendwie versucht mundgerecht zu machen.«  
Zweifellos haben sie »alles versucht« – das Problem ist nur, wie es ihnen hat gelingen können.

Und so entstand in Herrn Hausners »Gesamtbild« gerade an dieser bedenklichsten Stelle ein leerer Fleck dadurch, daß kein Zeuge über die Zusammenarbeit zwischen nationalsozialistischen und jüdischen Behörden vernommen wurde, daß also kein Anlaß

bestand, die schwerwiegende Frage zu stellen: Warum habt ihr die Mitarbeit an der Zerstörung eures eigenen Volkes und letztlich an eurem eigenen Untergang nicht verweigert? Unter den Zeugen war nur ein einziger, der seinerzeit prominentes Mitglied eines Judenrats gewesen war: Pinchas Freudiger alias Baron Philipp von Freudiger aus Budapest, und nicht von ungefähr kam es während seiner Vernehmung zu dem einzigen schwerwiegenden Zwischenfall im Publikum: die Menschen schrien auf ungarisch und jiddisch auf den Zeugen ein, und das Gericht mußte die Sitzung unterbrechen. Freudiger, ein orthodoxer Jude, war heftig erregt: »Hier gibt es Leute, die sagen, daß niemand ihnen geraten hat zu fliehen. Aber von den Leuten, die geflohen sind, wurden 50 Prozent wieder eingefangen und getötet!« – dagegen stehen 99 Prozent Todesopfer unter denen, die nicht zu fliehen versuchten. »Wohin hätten sie denn gehen können? Wohin hätten sie fliehen können?« – er selbst aber war nach Rumänien geflohen, denn er war reich, und Wisliceny hatte ihm geholfen. »Was konnten wir denn tun? Was sollten wir denn tun?« Die einzige Antwort darauf kam von der Richterbank: Richter Landau sagte: »Ich glaube nicht, daß die Frage damit beantwortet ist« – jene Frage, die nicht vom Gericht, sondern von der Galerie gestellt worden war.

Zweimal berührten die Richter die Frage der Kooperation. Richter Yitzak Raveh holte aus einem der Widerstandszeugen das Zugeständnis heraus, daß die »Gettopolizei ein Instrument in der Hand von Mördern« gewesen sei und daß es eine »Politik der Zusammenarbeit des Judenrats mit den Nazis« gegeben habe; und aus Richter Halevis Kreuzverhör mit Eichmann ergab sich, daß die Nazis jene Zusammenarbeit als die eigentliche Grundlage ihrer Judenpolitik betrachtet hatten. Doch die Frage, die der Ankläger regelmäßig an alle Zeugen, mit Ausnahme der Widerstandskämpfer, richtete, die so einleuchtend klang, wenn man den tatsächlichen Hintergrund des Prozesses nicht kannte, die stereotype Frage »Warum habt ihr nicht rebelliert?«, diente in Wirklichkeit der Vernebelung der Frage, die nicht gestellt wurde. Und so geschah es, daß alle Antworten auf die unbeantwortbare Frage, die Hausner seinen Zeugen vorlegte, wesentlich weniger ans Licht brachten als die »Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit«. Zwar war das jüdische Volk als Ganzes nicht organisiert; Juden hatten kein Territorium, keinen Staat, keine Armee und daher in der Stunde ihrer größten Not keine Exilregierung, die sie bei den Alliierten hätte vertreten können (die Jewish Agency for Palestine unter dem Vorsitz von Dr. Weizmann war bestenfalls ein armseliger Ersatz); sie hatten keine versteckten Waffenvorräte, keine militärisch ausgebildete Jugend. Dies aber heißt nicht, daß das jüdische Volk gänzlich unorganisiert und führerlos gewesen wäre. Außer in der Sowjetunion gab es überall die Gemeinden mit ihrem Presse- und Nachrichtenwesen, das von den Nazis umgeschaltet und gleichgeschaltet werden konnte, die Parteien und die internationalen Wohlfahrtsorganisationen. Von Polen bis Holland und Frankreich, von Skandinavien bis zum Balkan gab es anerkannte jüdische Führer, und diese Führerschaft hat fast ohne Ausnahme auf die eine oder andere Weise, aus dem einen oder anderen Grund mit den Nazis zusammengearbeitet. Wäre das jüdische Volk wirklich unorganisiert und führerlos gewesen, so hätte die »Endlösung« ein furchtbares Chaos und ein unerhörtes Elend bedeutet, aber angesichts des komplizierten bürokratischen Apparats, der für das »Auskämmen« von Westen nach Osten notwendig war, wäre das Resultat nur in den östlichen Gebieten, die ohnehin der Kompetenz der »Endlöser« nicht unterstanden, gleich schrecklich gewesen, und die Gesamtzahl der Opfer hätte schwerlich die Zahl von viereinhalb bis sechs Millionen Menschen erreicht. (Nach Freudigers Rechnung hätte etwa die Hälfte sich

retten können, wenn sie den Anweisungen des Judenrats nicht gefolgt wäre. Dies ist natürlich eine leere Schätzung, aber man wird doch nachdenklich, wenn man sieht, daß sie mit annähernd exakten Zahlen übereinstimmt, die wir aus Holland haben und die ich der Freundlichkeit von Herrn Dr. L. de Jong verdanke, dem Leiter des Niederländischen Staatlichen Instituts für Kriegsdokumentation. In Holland nämlich, wo der Joodsche Rad sehr rasch wie alle anderen holländischen Behörden zu einem »Werkzeug der Nazis« wurde, sind insgesamt 103 000 Juden auf die übliche Weise, also unter Mitarbeit des Judenrats, deportiert worden. Von ihnen sind 519 übriggeblieben. Hingegen sind von den etwa 20 000 – 25 000 Juden, die sich dem Zugriff der Nazis, und das hieß auch des Judenrats, entzogen und untertauchten, immerhin 10 000 am Leben geblieben.)

Mein Bericht hat sich bei diesem Kapitel aufgehalten, das der Jerusalemer Prozeß der Welt nicht in seinem wahren Ausmaß vor Augen führte, weil es den tiefsten Einblick in die *Totalität des moralischen Zusammenbruchs* gewährt, den die Nazis in allen, vor allem auch den höheren Schichten der Gesellschaft ganz Europas verursacht haben – nicht allein in Deutschland, sondern in fast allen Ländern, nicht allein unter den Verfolgern, sondern auch unter den Verfolgten. Eichmann hatte, im Gegensatz zu anderen Elementen in der Nazibewegung, vor der »guten Gesellschaft« stets den größten Respekt, und wenn er deutsch sprechenden jüdischen Funktionären nicht selten höflich gegenübertrat, dann vornehmlich in dem Bewußtsein, daß seine Gesprächspartner ihm gesellschaftlich überlegen waren. Er war ganz und gar nicht eine »Landsknechtsnatur«, als die ihn einer der Zeugen hinstellte, er war kein Abenteurer, kein Zyniker, kein Nihilist. Das Kredo, an das er inbrünstig und bis zu seinem Ende glaubte, war der »Erfolg«, der Wertmaßstab dessen, was er als »gute Gesellschaft« kannte. Ganz typisch dafür ist sein Resümee zum Thema Adolf Hitler, den Sassen und er aus ihrer Geschichte »herauszuhalten« beschlossen. Hitler, so sagte Eichmann, »mag hundertprozentig unrecht gehabt haben, aber eins steht jenseits aller Diskussion fest: der Mann war fähig, sich vom Gefreiten der deutschen Armee zum Führer eines Volkes von fast 80 Millionen emporzuarbeiten ... Sein Erfolg allein beweist mir, daß ich mich ihm unterzuordnen hatte«.

Es hat ihn wie andere »beglückt, daß ein ›Mann aus dem Volk‹, der Sohn eines Zollbeamten, es vermocht hatte, sich an die Spitze des Volkes zu stellen«. Und auch ihm dürfte sich in dieser Karriere sein »höchstes Ideal: die Volksgemeinschaft«, symbolisiert haben (Melitta Maschmann, »Fazit«, Stuttgart 1963). Sein Gewissen konnte sich um so leichter beruhigen, als er ja sah, mit welcher Beflissenheit und welchem Eifer die »gute Gesellschaft« allenthalben genauso reagierte wie er. Er brauchte nicht, wie es im Urteil hieß, »sein Ohr der Stimme des Gewissens zu verschließen«, nicht, weil er keins gehabt hätte, sondern weil die Stimme des Gewissens in ihm genauso sprach wie die Stimme der Gesellschaft, die ihn umgab.

Daß von außen keine Stimme zu ihm gedrungen sei, um sein Gewissen aufzurütteln, war eine von Eichmanns Rechtfertigungen, und der Anklage oblag der Nachweis, daß dem nicht so war, daß es sehr wohl Stimmen gab, auf die er hätte hören können, und daß er jedenfalls seine Arbeit mit sehr viel größerem Eifer getan habe, als die Pflicht es verlangte, was in der Tat nur zu sehr zutraf. Und dennoch läßt sich sein mörderischer Eifer, so merkwürdig das klingen mag, nicht völlig trennen von der eigentümlichen Zweideutigkeit der Stimmen, die ihn dann und wann zum Einhalten mahnten. Dabei darf hier die sogenannte »innere Emigration« in Deutschland außer Betracht bleiben – alle jene, die im Dritten Reich Stellungen, und oft genug

hohe Stellungen, innehatten und dann nach dem Kriege sich selbst und der Welt erklärten, sie seien jederzeit »*innerlich* Gegner des Regimes« gewesen. Nicht, ob sie die Wahrheit sagen oder nicht, ist hier die Frage; entscheidend ist, daß es in der ganzen geheimnisverseuchten Atmosphäre des Hitlerregimes kein besser gehütetes Geheimnis gegeben hat als solche »innere Opposition«. Das war unter den Bedingungen des Naziterrors fast eine Selbstverständlichkeit; wie mir einmal ein sehr bekannter »innerer Emigrant«, der gewiß subjektiv aufrichtig war, versichert hat, mußten sie »nach außen« sogar nazistischer auftreten als gewöhnliche Nazis, um ihr Geheimnis zu wahren – was vielleicht erklärt, warum die wenigen uns bekannten Proteste gegen das Ausrottungsprogramm eher von alten Parteimitgliedern als von den Wehrmachtssoldaten ausgingen. In Wahrheit gab es nur einen Weg, im Dritten Reich zu leben, ohne sich als Nazi zu betätigen, nämlich, überhaupt nicht in Erscheinung zu treten: sich aus dem öffentlichen Leben nach Möglichkeit ganz und gar fernzuhalten war die einzige Möglichkeit, in die Verbrechen nicht verstrickt zu werden, und dies *Nichtteilnehmen* war das einzige Kriterium, an dem wir heute Schuld und Schuldlosigkeit des einzelnen messen können, wie Otto Kirchheimer in seinem Buch »Political Justice« (1961) ausgeführt hat. Wenn der Ausdruck überhaupt einen Sinn haben soll, dann konnte »innerer Emigrant« nur sein, »wer fröstelnd und wie ausgestoßen aus dem eigenen Volke inmitten blindgläubiger, diesen Mann als einen Unfehlbaren vergötternder Massen gelebt hat«, wie Professor Jahrreiss es in seiner Erklärung im Namen der Gesamtverteidigung vor dem Nürnberger Tribunal darlegte. Denn Opposition war tatsächlich »absolut sinnlos«, wo Organisation unmöglich war. Gewiß, es gab Deutsche, die zwölf Jahre lang so »fröstelnd und ausgestoßen« gelebt haben, aber ihre Zahl war, an der Gesamtbevölkerung gemessen, klein, auch unter den Widerstandskämpfern. In den letzten Jahren ist das Schlagwort von der »inneren Emigration« (in sich selbst bereits zweideutig, weil es ebensogut ein Sich-Zurückziehen ins Innenleben bedeuten kann wie eine Verhaltensweise, die dem Emigrantenleben in der Fremde entspricht) gänzlich zur Farce geworden. Eine so finstere Figur wie Dr. Otto Bradfisch, ehemaliges Mitglied einer Einsatzgruppe, der die Erschießung von mindestens 15 000 Menschen geleitet hat, erklärte in seinem ersten Prozeß im Jahre 1961 vor einem Münchner Gericht, er sei »innerlich« stets dagegen gewesen. Offenbar brauchte er den Tod von 15 000 Menschen, um sich äußerlich ein Alibi in den Augen der wirklichen Nazis zu verschaffen. (Des gleichen Arguments hatte sich, allerdings mit weniger Erfolg, der ehemalige Gauleiter des Warthegaus, Arthur Greiser, vor einem polnischen Gericht bedient: einzig seine »offizielle Seele« habe die Verbrechen ausgeführt, für die er schließlich 1946 gehängt wurde, seine »private Seele« sei stets dagegen gewesen.)

Eichmann mag niemals einem wirklichen »inneren Emigranten« begegnet sein, aber er muß viele jener zahlreichen Beamten gekannt haben, die heute aus keinem anderen Grunde in ihren Ämtern geblieben sein wollen, als um »Schlimmeres zu verhüten«, um die Dinge zu »mildern« und um zu verhindern, daß »echte Nazis« in ihre Stellungen einrücken. Ein Musterbeispiel hierfür ist der bereits erwähnte Fall des Staatssekretärs a. D. Dr. Hans Globke, der von 1953 bis 1963 Leiter des Bundeskanzleramts war. Da kein anderer Beamter in vergleichbarem Rang während des Eichmann-Prozesses erwähnt wurde, wollen wir einen kurzen Blick auf Dr. Globkes »mildernde« Tätigkeit werfen. Vor Hitlers Machtergreifung gehörte er zum Preußischen Innenministerium und legte dort ein merkwürdig rechtzeitiges Interesse für die jüdische Frage an den Tag. Er arbeitete im November 1932 die Vorschläge

aus, die zum erstenmal bei Anträgen auf Namensänderung »die zum Nachweis der arischen Abstammung erforderlichen Urkunden« verlangten, und er ist der Verfasser der im Dezember 1932 (als Hitlers Machtübernahme zwar noch nicht gewiß, aber doch bereits sehr wahrscheinlich war) erlassenen »Richtlinien« – »zum Abdruck im MBliV. nicht geeignet« –, denen zufolge »jede Namensänderung im Verwaltungswege ... die blutmäßige Abstammung« verschleiert, die »Bestrebungen jüdischer Personen, ihre jüdische Abstammung durch Ablegung oder Änderung ihres jüdischen Namens zu verschleiern .... daher nicht unterstützt« und »anstößige jüdische Namen in der Regel nur durch Gewährung eines anderen jüdischen Namens« geändert werden sollen. »Auch der Übertritt zum Christentum bildet keinen Grund, den Namen zu ändern«, was mit Rücksicht auf Dr. Globkes Bindung an die katholische Kirche immerhin bemerkenswert ist. (Siehe Reinhard-M. Strecker, »Dr. Hans Globke, Aktenauszüge, Dokumente«, Hamburg, S. 20ff.) Man sieht, im preußischen Innenministerium erkannte man voller Eifer die Zeichen der Zeit, wozu auch gehört, daß man ausdrücklich anordnete, »von einer Veröffentlichung der Richtlinien Abstand zu nehmen«; denn das Nichtveröffentlichen der Gesetzgebung, nach der regiert und verwaltet wird, wurde dann, allerdings erheblich später, eines der wesentlichen Merkmale der totalen Herrschaft in Deutschland. Dr. Globke bewahrte, wie erwähnt, sein Interesse an Namen auch nach Anbruch des Dritten Reiches, und da sein Kommentar zu den Nürnberger Gesetzen von 1935 wesentlich radikaler war als die frühere Interpretation der »Rassenschande«, die der alte Parteigenosse Dr. Bernhard Lösener als Experte für Jüdische Angelegenheiten im Innenministerium gefunden hatte, könnte man ihm sogar vorwerfen, daß er die Dinge schlimmer gemacht hat, als sie unter »echten Nazis« gewesen wären. Aber selbst wenn man ihm alle guten Absichten des »Milderns« zubilligen wollte, kann man sich doch nur sehr schwer vorstellen, was er denn nun eigentlich getan hat bzw. unter den gegebenen Verhältnissen hat tun können, um die Dinge besser zu machen, als sie ohne ihn gewesen wären. Doch ist nach langem Forschen vor einiger Zeit eine deutsche Zeitschrift mit einer Antwort auf diese Vexierfrage des »Abmilderns« hervorgetreten. Die Autoren hatten ein deutlich von Dr. Globke abgezeichnetes Dokument entdeckt, in dem angeordnet wurde, daß tschechische Bräute deutscher Soldaten für den Antrag auf Ehegenehmigung Fotografien in Badeanzügen beizubringen hatten. Und Dr. Globke erklärte: »Mit dieser vertraulichen Anordnung wurde ein seit drei Jahren bestehender Skandal einigermaßen *abgemildert*«, denn bis zu seinem Eingreifen hatten die tschechischen Bräute Schnappschüsse einreichen müssen, auf denen sie spliternackt zu sehen waren.

Dr. Globke hatte, wie er in Nürnberg aussagte, das Glück, unter einem anderen »Abmilderer« zu arbeiten, dem Staatssekretär Wilhelm Stuckart, dem wir als eifrigem Teilnehmer an der Wannsee-Konferenz begegnet sind. Stuckarts abmildernde Tätigkeit betraf Halbjuden, für die er Sterilisation empfahl. (Der Nürnberger Gerichtshof, im Besitz des Wannsee-Protokolls, mag ihm nicht geglaubt haben, daß er von dem Vernichtungsprogramm nichts gewußt hatte, aber verurteilte ihn auf Grund seines Gesundheitszustandes nur zu der in Untersuchungshaft abgesessenen Zeit. Ein deutsches Entnazifizierungsgericht erlegte ihm eine Strafe von 500 Mark auf und erklärte ihn zum »Mitläufer« – obgleich es doch zumindest gewußt haben muß, daß Stuckart zur »alten Garde« der Partei gehört hatte und der SS frühzeitig als zahlendes Mitglied beigetreten war.) Die Geschichten von den »Abmildernern« in Hitlers Amtsstuben gehören offenbar zu den zahlreichen Nachkriegslegenden, hier brauchen wir uns nicht nach mahnenden Stimmen umzuhören, die Eichmanns Gewissen eventuell

erreicht haben könnten.

Ernst wurde die Frage dieser Stimmen in Jerusalem mit dem Auftreten des Propstes Heinrich Grüber als Belastungszeugen, der als einziger deutscher Zeuge vor dem Gericht erschien. (Er war übrigens, mit Ausnahme des Richters Michael Musmanno aus den USA, auch der einzige nichtjüdische Zeuge in Jerusalem; deutsche Entlastungszeugen waren von vornherein ausgeschlossen, da sie sich in Israel dem Risiko eventueller Festnahme und Strafverfolgung ausgesetzt hätten, auf Grund des gleichen Gesetzes, nach dem gegen Eichmann verhandelt wurde.) Propst Grüber hatte zu der zahlenmäßig kleinen und politisch einflußlosen Gruppe von Personen gehört, die aus Prinzip, nicht aus nationalistischen Erwägungen in Opposition gegen Hitler standen und deren Haltung in der jüdischen Frage stets unzweideutig war. Es bestand alle Aussicht, daß er, da Eichmann verschiedene Male mit ihm verhandelt hatte, ein großartiger Zeuge sein würde, und sein bloßes Erscheinen im Gerichtssaal war eine Art Sensation. Leider entbehrte seine Aussage aller Präzision; er erinnerte sich nach so vielen Jahren weder genau daran, wann er mit Eichmann gesprochen hatte, noch – was schwerwiegender war – worüber. Genau behalten hatte er lediglich, daß er einmal darum gebeten hatte, zum Passahfest ungesäuertes Brot nach Ungarn schicken zu dürfen, und daß er zu Beginn des Krieges nach der Schweiz gereist war, um seinen christlichen Freunden dort die Gefährlichkeit der Situation vor Augen zu führen und auf mehr Einwanderungsmöglichkeiten zu drängen. (Die Verhandlungen müssen vor Bekanntgabe der »Endlösung« stattgefunden haben, die mit Himmlers Verbot aller Auswanderung zusammenfiel.) Er bekam sein ungesäuertes Brot, und er kam sicher in die Schweiz und wieder zurück. Seine Schwierigkeiten fingen später an, als die Deportationen begonnen hatten. Propst Grüber und andere protestantische Pfarrer, die der Bekennenden Kirche angehörten, intervenierten zunächst nur zugunsten von »Menschen, die im ersten Weltkrieg schwer verwundet waren, die im ersten Weltkrieg hohe militärische Auszeichnungen bekommen hatten, dann [handelte es sich] auch um sehr alte Leute, auch um Witwen von Gefallenen«. Diese Kategorien entsprachen denjenigen, bei denen ursprünglich die Nazis selber Ausnahmen gemacht hatten. Daher warf man Grüber auch nur vor, er »hätte unerlaubterweise gegen Maßnahmen der Regierung und der Partei protestiert«, aber ließ ihn sonst unbehelligt. Kurz darauf tat Propst Grüber jedoch etwas wirklich Außerordentliches: er versuchte, das Konzentrationslager Gurs in Südfrankreich zu erreichen, wo die Vichy-Regierung zusammen mit jüdischen Emigranten aus Deutschland über 7500 Juden aus Baden und der Saarpfalz interniert hatte, die Eichmann im Herbst 1940 über die deutsch-französische Grenze geschmuggelt hatte; diese Juden waren nach Informationen, die Propst Grüber erreicht hatten, noch schlimmer dran als die nach Polen deportierten Juden. Dieses Versuchs wegen wurde er verhaftet und ins Konzentrationslager gesteckt – zuerst nach Sachsenhausen und dann nach Dachau. (Ein ähnliches Schicksal widerfuhr dem Dompropst Bernard Lichtenberg von der St.-Hedwigs-Kathedrale in Berlin; er wagte nicht allein, öffentlich für alle Juden zu beten, getaufte und ungetaufte – was wesentlich gefährlicher war, als für »besondere Fälle« zu intervenieren –, sondern er verlangte darüber hinaus, einen der jüdischen Transporte auf ihrem Weg nach dem Osten zu begleiten. Er starb auf dem Weg in ein Konzentrationslager.)

Abgesehen davon, daß er die Existenz des »anderen Deutschland« bezeugte, trug Propst Grüber nicht viel zur rechtlichen oder historischen Bedeutung des Prozesses bei. Seine Urteile

über Eichmann waren konventionell – ein »Eisblock«, wie aus »Marmor«, eine »Landsknechtsnatur«, ein »Radfahrer« – ohne nähere psychologische Einsicht, ganz abgesehen davon, daß dem »Radfahrer«-Vorwurf Beweismaterial widersprach, demzufolge es nicht zu Eichmanns Gepflogenheiten gehört hat, seine Untergebenen schlecht zu behandeln. Auf jeden Fall waren dies Interpretationen und Schlußfolgerungen, die aus jedem normalen Gerichtsprotokoll gestrichen worden wären – in Jerusalem allerdings fanden sie sich selbst noch im Wortlaut des Urteils wieder. Ohne Interpretationen und Schlußfolgerungen, die in eine Zeugenaussage nicht gehören, hätte Propst Grübers Aussage eher der Verteidigung dienen können, denn Eichmann hatte bewilligt, was er bewilligen konnte, das ungesäuerte Brot, die Reise in die Schweiz, und er hatte zudem Grüber niemals eine direkte Antwort gegeben, sondern ihn stets aufgefordert wiederzukommen, da er erst Instruktionen einholen müsse. Wichtiger noch war eine höchst belangvolle Frage von Dr. Servatius, der endlich einmal die Initiative ergriff

»Haben Sie nun auf ihn eingewirkt und ihm einmal energisch vorgehalten, daß sein Verhalten nicht der Moral entspreche und daß es unmoralisch und unsittlich sei?« Aber der Propst, ein mutiger Mann, hatte natürlich nichts dergleichen getan, und seine nachträgliche Begründung wirkte eher peinlich. Er sagte: »Taten sind wichtiger als Worte«, und meinte: »Worte wären nutzlos gewesen«, kurz Allgemeinheiten, die nichts mit der Realität einer Situation zu tun hatten, in der »bloße Worte« bereits Taten gewesen wären und in der es vielleicht zu den Pflichten des Seelsorgers gehört hätte, die »Nutzlosigkeit von Worten« auf die Probe zu stellen.

Genauer noch als die Frage von Dr. Servatius traf den Sachverhalt, was Eichmann selbst in seinem Schlußwort vor Gericht über diese Episode sagte: »Niemand«, wiederholte er, »ist an mich herangetreten und hat mir Vorhaltungen gemacht wegen meiner Amtstätigkeit. Dies behauptet selbst der Zeuge Propst Grüber nicht von sich. Er kam zu mir und wünschte nur Erleichterung, ohne sich gegen meine Amtstätigkeit selbst zu wenden.« Nach seiner eigenen Aussage scheint Propst Grüber weniger um »Erleichterung« des allgemeinen Leidens ersucht zu haben als um Ausnahmen, die sich im Rahmen der früher von den Nazis anerkannten Kategorien bevorzugter Juden hielten. Diese Kategorien waren von dem deutschen Judentum von Anbeginn ohne Protest akzeptiert worden. Und mit dem Akzeptieren von Privilegien für deutsche Juden gegenüber Ostjuden, für Kriegsteilnehmer und Juden mit Orden gegenüber gewöhnlichen Juden, für Familien, deren Vorfahren in Deutschland geboren waren, gegenüber Zugewanderten und Naturalisierten fing der moralische Zusammenbruch des deutsch-jüdischen Bürgertums an. (Angesichts der Tatsache, daß diese Dinge heute oft so behandelt werden, als sei es das Natürlichste von der Welt, sich in katastrophalen Situationen unwürdig zu benehmen, sei an die Haltung der jüdischen Kriegsteilnehmer Frankreichs erinnert, die, als ihre Regierung ihnen die gleichen Privilegien anbot, erwiderten: »*Wir erklären feierlich, daß wir alle besonderen Vorteile zurückweisen, die uns aus unserem Status als ehemalige Soldaten erwachsen mögen*« [»American Jewish Yearbook«, 1945].) Daß die Nazis selbst diese Unterscheidungen niemals ernst nahmen, versteht sich von selbst; für sie war ein Jude ein Jude, doch die Kategorien spielten bis zum Schluß insofern eine Rolle, als sie ein gewisses Unbehagen in der deutschen Bevölkerung besänftigten: es wurden ja nur polnische Juden deportiert, nur Leute, die sich vor dem Wehrdienst gedrückt hatten, und so weiter. Für diejenigen, die sehen wollten, mußte von Anfang an klar sein, daß es »allgemeine Praxis war,

gewisse Ausnahmen zuzulassen, um die allgemeine Regel desto leichter aufrechterhalten zu können« (in den Worten von Louis de Jong in einem aufschlußreichen Artikel über »Jews and Non-Jews in Nazi-Occupied Holland«).

Moralisch war dies Akzeptieren von privilegierten Kategorien deshalb so verhängnisvoll, weil jeder, der für seinen Fall eine »Ausnahme« beanspruchte, damit indirekt die Regel anerkannte, doch offenbar hat keiner von denen, die, ob Juden oder Nichtjuden, zweifellos das Beste wollten, wenn sie sich für »Sonderfälle« einsetzten, bei denen die Bitte um Vorzugsbehandlung zulässig war, dies jemals begriffen. Nichts wirft wohl ein so grelles Licht auf das Ausmaß, in dem selbst die jüdischen Opfer die noch bei der »Endlösung« geltenden Kategorien akzeptierten, wie der in Deutschland veröffentlichte Kastner-Bericht, aus dem hervorgeht, daß Kastner sogar nach Beendigung des Krieges noch stolz auf seinen Erfolg bei der Rettung »prominenter Juden« war, einer von den Nazis offiziell 1942 eingeführten Kategorie – als verstünde es sich auch seiner Meinung nach von selbst, daß ein berühmter Jude mehr Recht darauf hatte, am Leben zu bleiben, als ein gewöhnlicher. »Prominente oder Meterware«, in den von Kastner berichteten Worten des SS-Standartenführers Kurt Becher, das war die Frage. Und wenn er den Herren von der SS dabei half, die Berühmten aus der anonymen Masse auszusortieren, so hatte er seiner Meinung nach nur die wirklichen Interessen des jüdischen Volkes vertreten. Denn: »Mehr als Mut zum Tod hieß es Mut zur Verantwortung zu haben.« Wozu nur zu bemerken ist, daß dieser »Mut zur Verantwortung« mit der berechtigten Hoffnung gekoppelt war, den »Mut zum Tode« nicht unter Beweis stellen zu müssen. Wenn auch die jüdischen und nichtjüdischen Befürworter von »Sonderfällen« sich ihrer unfreiwilligen Komplizität nicht bewußt gewesen sein mögen, denjenigen, die das Mordgewerbe betrieben, kann diese indirekte stillschweigende Anerkennung der Regel, die eben für alle nicht-besonderen Fälle den Tod bedeutete, nicht entgangen sein. Um Ausnahmen gebeten zu werden, gelegentlich Ausnahmen zu gewähren und sich so den Dank ihrer Opfer zu verdienen, das mußte ihnen zumindest das Gefühl verschaffen, daß selbst ihre Gegner an der Rechtsgültigkeit ihres Tuns nicht zweifelten.

Übrigens irrten sich sowohl Propst Grüber als auch das Jerusalemer Gericht, wenn sie annahmen, daß ausschließlich Gegner des Regimes um Ausnahmen ersuchten. Im Gegenteil, wie Heydrich auf der Wannsee-Konferenz ausdrücklich feststellte, war die Einrichtung eines Gettos für privilegierte Kategorien in Theresienstadt durch die große Zahl derartiger Interventionen von allen Seiten veranlaßt worden. Theresienstadt wurde später als Potemkinsches Dorf für Besucher aus dem Ausland hergerichtet und diente dazu, die Außenwelt zu täuschen, doch war das nicht die ursprüngliche Absicht. Die schrecklichen periodischen Aussiedlungen in diesem »Paradies« – »wenn ich jetzt vergleichen will zwischen dem Leben in einem Konzentrationslager und dem Leben in Theresienstadt, so ist der Unterschied selbstverständlich wie Tag und Nacht gewesen«, sagte Eichmann ganz richtig – waren notwendig, weil es niemals genug Platz für alle die Privilegierten gab, und wir wissen aus einer von Ernst Kaltenbrunner, dem Chef des RSHA, erlassenen Anordnung, daß »bei der Auswahl der für einen Abtransport in Betracht kommenden Juden ... darauf gesehen [wurde], daß ausschließlich Juden erfaßt werden, die über keine besonderen Beziehungen und Verbindungen verfügen«. Anders gesagt, die weniger »prominenten« Juden wurden ständig geopfert zugunsten jener, deren Verschwinden im Osten unliebsame Nachfragen zur Folge haben konnte. Die »besonderen Beziehungen und Verbindungen« brauchten nicht

notwendigerweise über Deutschland hinauszureichen. Laut Himmler »kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude.« Hitler selbst soll 340 »prima Juden« gekannt haben, die er entweder ganz zu Deutschen ernannt oder mit den Privilegien von Halbjuden ausgestattet hat. Tausende von Halbjuden waren von allen Einschränkungen befreit, was Heydrichs Rolle in der SS, Generalfeldmarschall Erhard Milch's Rolle in Göring's Luftwaffe und Robert Leys Rolle in der Arbeitsfront erklären mag, denn es war allgemein bekannt, daß Heydrich und Milch Halbjuden waren und daß auch mit Leys »Ahnenpaß« nicht alles in Ordnung war, ja daß sogar »jüdische Spuren in der Verwandtschaft Himmlers« – vermutlich was damals »jüdisch versippt« hieß – zu entdecken waren (J. C. Fest). (Gerüchten zufolge soll auch Hans Frank, der Generalgouverneur von Polen, jüdischer Abstammung gewesen sein.) Hitler selbst hat sich offenbar über die Vorteile dieser Ausnahmen recht unverblümt im internen Kreis geäußert. Anlässlich Heydrich's empfahl er, diesen »kochbegabten, aber auch sehr gefährlichen Mann ... der Bewegung [zu] erhalten«, gerade weil man »solche Leute« ihrer nichtarischen Abstammung wegen ganz in der Hand habe; diesem Zweck dienten spezielle Personalkarteien, die sich Bormann, aber auch Himmler und Heydrich anlegten. (Von den Hauptkriegsverbrechern haben nur zwei im Angesicht des Todes bereut: Frank und Ley in den Todeszellen in Nürnberg. Ähnliches wird auch von Heydrich berichtet: er habe sich in den acht Tagen, die er nach seiner Verwundung durch tschechische Patrioten im Sterben lag, »von den einstigen Exzessen der Macht abgewandt« – wie Fest berichtet. Aber auch der Gedanke an diese verspätete Reue ist nicht geeignet, uns über die beunruhigende Gewissensfrage hinwegzuhelfen. Da es sich in allen Fällen um »Nichtarier« handelte, regt sich der Verdacht, daß sie nicht so sehr das Morden als solches als den Verrat am eigenen Volk bereuten.) Wenn Interventionen zugunsten »prominenter« Juden von »prominenten« Leuten stammten, waren sie oft recht erfolgreich. So verwendete sich Sven Hedin, einer der glühendsten Verehrer Hitlers, für den bekannten Geographen Professor Philippsson aus Bonn, weil dieser unter unwürdigen Bedingungen in Theresienstadt lebte; Hedin drohte in einem Brief an Hitler, seine Haltung gegenüber Deutschland werde von Philippssons Schicksal abhängen, woraufhin (wie H. G. Adler in seinem Buch über Theresienstadt berichtet) Professor Philippsson sofort mit einer besseren Unterkunft versorgt wurde.

Noch heute ist in Deutschland die Vorstellung von den »prominenten« Juden nicht verschwunden. Während die Kriegsteilnehmer und andere privilegierte Gruppen nicht mehr erwähnt werden, beklagt man das Schicksal »prominenter« oder »berühmter« Juden immer noch auf Kosten aller anderen. Es gibt nicht wenige, besonders unter den Gebildeten, die heute noch öffentlich die Tatsache beklagen, daß Deutschland Einstein aus dem Lande gejagt hat – ohne zu begreifen, ein wie viel größeres Verbrechen es war, Hänschen Cohn von nebenan zu töten, auch wenn er kein Genie war.